

Eine Gesandtschaftsreise Adams v. Schwartzenberg.

Von

F. Schroeder.

Es war im Jahre 1629. Schon zwanzig Jahre hatte der Streit um die klevische Erbschaft gewährt, Holländer und Spanier hatten das Land besetzt, und noch war kein Ende des Haders abzusehen. Da fassten die beiden Hauptbewerber, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, den Entschluss, „der eigenen gefährdenden Unruhe und dem Verderben von Land und Leuten, die nothwendig aus der Fortdauer der Streitigkeiten folgen müssten, zuvorzukommen“ und einen vorläufigen Vergleich zu schliessen. Durch den sog. „Provisionalvergleich“ oder „Akkord“, der am 9. März 1629 in Düsseldorf zu Stande kam, sollte jedem der beiden Fürsten auf 25 Jahre die ausschliessliche Verwaltung der einen Hälfte des klevischen Landes übertragen werden. Doch erhoben sich über die praktische Ausführung dieses Gedankens, namentlich auch über die Regelung zahlreicher, damals schwebender kirchlicher Fragen sehr bald Meinungsverschiedenheiten, so dass der Provisionalvergleich schon 1630 „in etwas geändert“ werden musste. Da aber diese Aenderung noch nicht genügende Klarheit geschaffen hatte, so sollte „wegen Vollziehung des anno 1629 abgeredeten und folgens 1630 geänderten Provisionalvergleiches“ und zugleich über die „Religions-, Kirchen- und Schulsachen, worüber in specie nichts geschlossen“ war, eine erneute Berathung stattfinden. Hierzu wurde von brandenburgischer Seite Graf Adam v. Schwartzenberg deputirt, der mit dem Pfalzgrafen in Düsseldorf zusammentreffen und über die Fortsetzung des „Akkordes“ verhandeln sollte.

Für das kleine Brandenburg war damals eine böse Zeit angebrochen. Das ohnedies nicht reiche Land war durch die kriegerischen Unternehmungen der letzten Zeit und den Einbruch Gustav Adolfs vollends verarmt. Der Kurfürst, der schon zu Beginn des klevischen Erbfolgestreites seinen pekuniären Verpflichtungen nicht hatte nachkommen können und zu Anleihen folgenschwerster Art gezwungen worden war, theilte das Loos seiner Unterthanen. Als er daher den Grafen Schwartzberg als seinen „Abgesandten und in die jülich-klevische Lande gevollmächtigten Kommissarius“ nach Düsseldorf schickte, mussten die Kosten der Reise zunächst von Schwartzberg selbst bestritten werden. Denn sein Herr konnte „bei gegenwärtiger Kriegsverheerung nicht einmal zu so viel Mitteln, als zu den Zehrungskosten bedürftig, gelangen, noch ihm an Geld ichtwas mitgeben“. Da er aber der optimistischen Ansicht war, dass in anderen Theilen seines Landes die Geldklemme weniger fühlbar sei, so beauftragte er die Amtskammer bei der klevischen Regierung, „auf Mittel bedacht zu sein, dass bei Zeiten nothdürftige Zehrungsgelder zu Handen gebracht und unserm Gesandten gefolgt werden mögen“¹⁾. Ausser dieser Anweisung auf die klevische Regierungshauptkasse erhielt Schwartzberg noch einen etwas werthvolleren Beweis der Fürsorge seines Herrn in Gestalt einer Eskorte von sechs Mann kurfürstlicher Leibschützen. Mit diesen, der sonstigen Dienerschaft und seinen beiden Söhnen, die damals Holland, Frankreich und England bereisen und ihren Vater bis zur Grenze begleiten sollten, machte er sich dann zu Beginn des Jahres 1631 auf den Weg „von hinnen hinunter in das jülich'sche Land“.

Am Rheine angekommen, wollte er zunächst in Bonn den Schwager des Pfalzgrafen, den Erzbischof von Köln, aufsuchen, zu dessen Diözese die Klever Erblande gehörten. Doch war dieser gerade nach Lüttich gereist, weshalb Schwartzberg seinen Weg nach Düsseldorf fortsetzte. Aber auch hier traf er niemand zu Hause, da der Pfalzgraf sich damals in Brüssel befand, wo ihn wichtige Berathungen mit der verbündeten spanischen Regierung zurückhielten. Da über den Zeitpunkt seiner Rückkehr nichts gewisses zu erfahren war, sogar von einem Attentate auf den

1) Cölln a. d. Spree 1631 Jan. 4 (Berlin, Geh. Staatsarchiv R. 34. 155 m, f. 3).

Pfalzgrafen gesprochen wurde, blieb Schwartzberg nichts übrig, als weiter nach Emmerich, dem damaligen Sitze der klevischen Regierung, zu reisen und dort die Rückkehr Wolfgang Wilhelms zu erwarten. Er war auch glücklich bis Xanten gekommen, als eine der häufigen Frühjahrsüberschwemmungen die ganze nieder-rheinische Ebene unter Wasser setzte und die Weiterreise zu Lande unmöglich machte. Wenn er nicht warten wollte, bis das Wasser sich verlaufen hatte, musste er zu Schiffe weiterfahren. Wagen und Pferde blieben also in Xanten zurück, und so kam Schwartzberg am 25. Februar glücklich in Emmerich an, wo er in dem Hause des späteren Regierungsrathes v. Boineburg Wohnung nahm.

Die Aussicht, vielleicht längere Zeit in diesem stillen Grenzstädtchen bleiben zu müssen, war wenig verlockend. „Inmittels hege ich fast müßig allhie als an einem melancholischen und sehr theuern Orte“, schreibt er damals an den Kurfürsten; und um ihm einen rechten Begriff von seiner üblen Lage zu geben, geht er auf die Emmericher Weinverhältnisse ein. „Ich muss allhie in Emmerich den Eimer Wein bezahlen, der vom besten ist, für 9 Reichsthaler, das ist das Fuder für 108 Reichsthaler. Der schlechter ist, gilt das Fuder 80, oder etzliche und 80 Reichsthaler, und sein doch alle schlechte und geschmierte Weine. Zu Köln sein sie wohlfeiler und viel besser als hier.“ — Aber auch aus anderen Gründen gefällt ihm der Aufenthalt in Emmerich wenig. Man hatte die Regierung dorthin verlegt, weil Kleve, die eigentliche Hauptstadt des Landes, unbefestigt war und in den damaligen Kriegszeiten für Archiv, Kasse und Beamte zu wenig Sicherheit bot¹⁾. Dafür machten sich aber in Emmerich andere Uebelstände geltend, schon deshalb, weil es für die Regierung an genügenden Räumlichkeiten fehlte. Zudem hatten die Holländer eine Garnison in der Stadt liegen, was die übliche Rivalität zwischen Civil- und Militärbehörden und manche andere

1) Kleve ist wahrscheinlich niemals eine haltbare Festung gewesen, jedenfalls war es im 17. Jahrhundert als solche völlig aufgegeben. Im Jahre 1629 begann man mit der Schlichtung der Stadtwälle und richtete sie zu „Kohlhöfen“ ein. Den Pächtern dieser Gärten erlaubte man Thüren in die Stadtmauer zu brechen und unterhielt die Mauern nur soweit, als es nöthig war, um vorüberziehendes Gesindel abzuhalten und Accisedefraudationen zu verhindern (R. Scholten, Die Stadt Kleve, S. 35).

Unannehmlichkeit zur Folge hatte. Daher plaidirt Schwartzenberg entschieden für eine Zurückverlegung der Regierung nach Kleve. „Ich habe davor gehalten, zu Kleve sei die rechte Residenz, Kanzlei und genugsam Platz zu den Registraturen, Audienzstuben und was man vor Zimmer bedarf. Andere aber allegieren die unsicheren Zeiten: Kleve könnte überfallen, und die Rätthe gefangen weggeführt werden. Zu Emmerich ist, soviel mich bedünkt, ein sehr inkommoder Platz. Die Regierung ist absonderlich, die Amtskammer auch absonderlich in gemietheten Häusern. Da ist kein genugsamer Platz zur Registratur; die Schriften stehen in Kasten und Fässern und werden von Mäusen zerfressen. Es würde nothwendig allda viel müssen gebaut werden mit grossen Kosten. Die Regierung sitzt allda sehr obskur unterm Kommando der Staaten, da zum öfteren grosse Ungelegenheiten vorgegangen sein und allemal besorgt werden müssen. Emmerich ist darum auch zur Regierung sehr unbequem, weil es mit staatlicher Garnison besetzt ist, da keiner ohne Passzettel oder Erlaubniss der spanischen hohen Officiere hinziehen darf, und das kostet viel. Andere aber, welche bei der Kanzlei zu thun haben und den Spanischen gedient haben oder noch dienen, die dürfen gar nit in Emmerich kommen, welcher Diffikultäten sich keine in Kleve findet.“ Für den Fall, dass die Residenz zugleich eine haltbare Festung sein sollte, war freilich die Auswahl nicht gross, da das meiste schon von den Holländern oder Spaniern besetzt war. „Kleve kann der Berge und unbequemen Situation halber nit befestigt werden. Duisburg ist gar zu gross, kann auch ohne excessive Kosten nit recht stark gemacht werden. Ruhrort ist wohl zur Festung am allerbequemsten, und eine rechte Hauptfestung daraus zu machen¹⁾. Aber zur Residenz ist es zu klein und unbequem. Allenthalben würde aufs Bauen, Magazin und auf die Besatzung viel gehen. Da aber eine Stadt befestigt werden sollte, so wüsste ich keine bequemere vorzuschlagen als Kalkar“²⁾.

1) Auch die Holländer wünschten die Befestigung dieser Stadt. „Das wäre den Staaten viel werth, meint Schwartzenberg. Denn Ruhrort liegt höher oder oberhalb Orsoy und Rheinberg“, wo sich spanische Besatzungen befanden, die auf diese Weise zwischen zwei Feuer gekommen wären.

2) Die Verlegung der Regierung von Emmerich nach Kleve erfolgte erst 1643, nachdem letztere Stadt das Anerbieten gemacht hatte,

Bei dieser Abneigung Schwartzenbergs gegen Emmerich ist es nicht zu verwundern, dass er es nicht länger als einen Monat dort aushielt. Bereits in den letzten Tagen des März verliess er den „melancholischen“ Ort wieder und wohnte von da an entweder in Kleve oder auf seiner Herrschaft Hüssen an der Waal. Was er während dieses Aufenthaltes an der holländischen Grenze sah und erlebte, berichtete er dem Kurfürsten in zahlreichen eigenhändigen Relationen, die sämmtlich Musterstücke scharfer Beobachtung und treffender Darstellung sind und ein anschauliches Bild der damaligen Zustände am Niederrhein gewähren ¹⁾).

Im Mittelpunkte dieser Korrespondenz steht das Verhältniss zu den Holländern, das keineswegs so erfreulich war, wie man annehmen sollte. Sie waren ja allerdings die Verbündeten Brandenburgs, aber dieses Bündniss, welches einst „*absolutae et liberrimae voluntatis*“ gewesen war, war längst „*praecisae necessitatis*“ geworden ²⁾). Die einst so hilfreichen Freunde hatten sich zu sehr lästigen Herren entwickelt, die mit ihren Truppen einen grossen Theil der Klever Lande besetzt hielten und darin vollständig dominirten. Um diesem beschämenden Zustande ein Ende zu machen, war im Düsseldorfer Provisionalvergleiche stipulirt worden, dass „die beiderseitigen Assistenten ihr Kriegsvolk abführen und die Unterthanen völlige Neutralität geniessen lassen sollten“, und der Pfalzgraf selbst war nach Brüssel gereist, um die Zustimmung der spanischen Regierung zu diesem Uebereinkommen zu erwirken. Wirklich zeigte man sich hier seinen Wünschen nicht abgeneigt und versprach, das Land bis auf drei Plätze zu räumen, alle übrigen Festungen und Schanzen aber zu schleifen. „Nun soll es allerseits mit der Räumung recht Ernst sein, schreibt Schwartzenberg damals; der Pfalzgraf will in Brüssel bleiben, bis die Evacuation und Demolition geschehen ist.“ Aber die Holländer waren nicht so entgegenkommend. Sie verlangten zunächst die Erfüllung derjenigen Verpflichtungen, die der Kurfürst für ihre Assistenz versprochen hatte, und weigerten sich, das werthvolle Pfandobjekt,

100 Mann Militär zur Bewachung zu stellen. Der Vorschlag Schwartzenbergs, Kalkar zu befestigen, wurde von dem Statthalter Moriz v. Nassau wieder aufgenommen, der für diesen Zweck grosse Summen verwendete. (Scholten, S. 35, 36.)

1) Berlin, Geh. Staatsarchiv R. 34, 127; 155 m.

2) O. Meinarus: Geheimrathsprotokolle IV, 456.

welches in ihren Händen war, vorher herauszugeben. Daher konnten natürlich auch die Spanier ihre Stellungen nicht aufgeben, und alles blieb wie es war. „Die Spanischen sein an vielen Orten ausgezogen gewesen. Haben nit geringe Mühe gehabt, wiederum einzukommen. Sie haben auch etzliche Örter und insonderheit Lippstadt ganz demoliert gehabt. Zu besorgen steht, sie möchten itzo desto langsamer sein und nit so sehr eilen mit ihrem Ausziehen und Demolieren“. Zu alledem verlangte jetzt auch der Kaiser noch Musterplätze, so dass man von der erhofften Neutralität der klevischen Lande weiter als je entfernt war, und Schwartzenberg wenig vertrauensvoll in die Zukunft blickte. „Ich sorge, es will grosse Weiterung geben, und dieser Lande Neutralität will in die Krätze gehen“¹⁾.

Die Hauptwaffenplätze der Spanier am Rhein waren Orsoy und Rheinberg, doch zeigten sie sich auch an vielen anderen Orten, selbst in unmittelbarer Nähe der holländischen Truppen. So berichtet damals aus Goch der dortige Amtmann an Schwartzenberg: „Es schweben die Hispanischen ebenmässig hier umher. Durch Asperden ist ein Trupp Reiter geritten, auf der Heide haben mich etliche hispanische Soldaten, die wohl 40 Mann stark sein sollten, angesprengt. Sechs sollen davon nach Geldern mit Bauernpferden geritten sein. Es möchte wohl diese Nacht allhie ein Handel geben; will dieweil die Bürger allhie zur Wehr bescheiden“²⁾.

Die Holländer besaßen namentlich die wichtige Festung Wesel, ausserdem Rees, Emmerich, Schenkenschanz. Ferner lagen vorübergehend noch an manchen anderen Punkten detachirte Corps, so in Lobith und Hüssen. Als im Juni des Jahres Graf Stirum mit 15 Kompagnien zu Pferde in der Limers lagerte, liess er gleichzeitig 2 Regimenter Fussvolk „auf dem Spyck“ retranchiren. Kleve selbst war nicht besetzt, doch befand sich in nächster Nähe ein holländisches Kommando in der Schanze „auf der Spoy“,

1) „Krätze“ bedeutet hier soviel wie „Abfall von bearbeitetem Metall“, eigentlich „das Abgekrätzte“ (ramentum). In die Krätze gehen heisst demnach „in den Abfall kommen, verloren gehen“. (G r i m m, Wörterbuch.)

2) Goch 1631 August 2. Hans Dietrich v. Ahr an Schwartzenberg. (Berlin, Staatsarchiv R. 34, 127. Vol. II, f. 115)

wahrscheinlich an der Stelle des jetzigen „Nellewardje“, wo auf alten Karten die Bezeichnung „olim Schanze“ eingetragen ist ¹⁾.

Als Befehlshaber begegnen uns der holländische Erbstatthalter, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, der schon genannte Graf Stirum und namentlich Graf Wilhelm v. Nassau und Oberst Gent. Die beiden letztgenannten waren für Brandenburg deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil es vertragsmässig verpflichtet war, ihre Truppen vollständig zu unterhalten. Da die fälligen Gelder aber fast niemals regelmässig eingingen, suchten die Holländer sich auf andere Weise aus dem okkupirten Lande bezahlt zu machen, denn es war bei ihnen „resolviert, aus dem Ihrigen auf dieses Volk nichts zu wenden“.

Zunächst belegten sie die Einkünfte aus den kurfürstlichen Domänen mit Beschlag. Zwar hatten sie früher versprochen, „soviel irgend zulässig, dafür zu sorgen, dass dem Kurfürsten die Hälfte aller Domänen und Rentmeistereieinkünfte in den klevischen Landen geliefert würde“. Aber in Wirklichkeit blieb für den Landesherrn nicht viel übrig; er hatte sich wenig mehr als des Titels aus diesen Landen zu erfreuen. „Der Domänen- oder Kammergefälle halber stehet es sehr übel und konfuse, berichtet Schwartzenberg. Graf Wilhelm v. Nassau und andere greifen tief hinein, und wird wenig Respekt gehalten. Was bis dato geklagt und remonstrirt worden, das will im wenigsten nichts verfangen.“

Sodann wurden von den Holländern neue Steuern eingeführt, z. B. ein sehr drückender Zoll auf sämtliche aus- und eingeführten Waaren. „Die Herren Generalstaaten haben in Emmerich, Wesel, Rees und in anderen Städten hohe Imposten aufgesetzt, die sie auch in ihren eigenen Provinzen nit haben. Als exempelsweise ein jedes Malter Hafer (das sein 4 Scheffel, und 6 Malter ist ein Winspel), so ein- oder ausgeführt wird aus einer Stadt des Fürstenthums in die andere und auf keines anderen Herrn Territorium kommt, als aus Kleve, Kalkar etc. nach Emmerich oder Rees etc., müssen alle ohne Unterschied der Person bezahlen 12

1) „Die Staaten haben noch immer die Schanz auf der Spoy allernächst bei dieser Residenz, auf welcher sie wohl 20 mal 4 Mann liegen haben.“ (Aus der Antwort Schwartzenbergs auf eine Beschwerde der Generalstaaten, dass er Ravenstein mit 4 Mann seiner Leibwache besetzt habe. — Kleve, April 28.)

Stüber vom Malter. das ist 1 Reichsthaler 22 Stüber vom Winspel. Es betraget sich ein grosses auf die Vielheit der Waaren und Victualien: es ist ein ganz ungewöhnliches und drücket das Land sehr.“

Trotzdem ergaben diese Geldquellen noch keinen genügenden Ertrag, so dass nichts übrig blieb, als die zum Unterhalte der Truppen benötigten Summen einfach als Contributionen auf die einzelnen Bezirke des Landes zu vertheilen und direkt von den Einwohnern zu erheben. Diese Forderungen waren es, über die am meisten geklagt wurde. Allerdings war schon in der holländisch-brandenburgischen Alliance von 1622 die Erhebung von Contributionen vorgesehen worden, indem es dort hiess, dass „die Generalstaaten dem Kurfürsten in aller Weise beistehen, und zu dem Ende Contributionen, Schatzungen und gemeine Mittel nach Erfordernis erhoben werden sollen, solange die Truppen nicht entlassen sind.“ Aber was die Contributionen im Klever Lande so drückend machte, war zunächst die Unersättlichkeit, mit der die Holländer immer und immer wiederkamen, sodann aber die Rigorosität, mit der sie die schuldigen Beträge eintrieben. „Die Staaten haben keine Consideration noch Mitleiden!“ Welche Schwierigkeit machte es allein in jener Zeit der zügellosen Münzverschlechterung, stets vollwertiges Geld zu erhalten! Aber die holländischen Einnehmer wiesen jedes minderwerthige Stück unnachsichtlich zurück. „Wenn ein Stück Goldes nur ein As¹⁾ zu leicht ist, so muss es bezahlt oder das Aufgeld gegeben werden.“ Kamen aber die ausgeschriebenen Summen nicht rechtzeitig ein, so erschien alsbald Militär und nahm einfach alles weg, was zu bekommen war. Zwar liess die brandenburgische Regierung es nicht an Klagen über diese „harten Proceduren“ und „barbarischen Executionen“ fehlen, aber ohne Erfolg. Im März des Jahres kamen drei Deputirte der Generalstaaten, die auf der Reise nach Wesel begriffen waren, durch Emmerich und machten dort auch Schwartzenberg ihre Aufwartung. „Sie waren sehr höflich, erzählt er, und erboten sich ganz gütlich. Aber das deuteten sie klar an, man müsse vollkommlich die geforderten Contributionen bezahlen, oder sie würden Graf Wilhelms

1) Das „As“ war das kleinste Gewicht zur Bestimmung der Schwere einer Münze. Zum Wägen der Goldstücke diente vorzugsweise das holländische As, welches etwa 0,05 gr wog.

v. Nassau und des Obersten Gent Volk auf den Dörfern hier im Lande liegen lassen. Die würden schädliche Executionen thun, und aus 1 Thaler würden 10 Schadens verursacht werden.“

Ein anderes Mittel, das verlangte Geld zu erhalten, bestand darin, dass Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche und andere angesehene Personen verhaftet und solange gefangen gehalten wurden, bis in der betreffenden Gegend alles bezahlt war. Natürlich mussten die Gefangenen für die Zeit ihrer Haft auch die Unterhaltungskosten bezahlen, und diese wurden meist „excessiv“ hoch berechnet. Kaum war Schwartzberg in Emmerich angekommen, als er schon wegen dieser Gewaltmassregeln dringend um Hilfe gebeten wurde. Aber der bevollmächtigte Kommissar des Kurfürsten war den Holländern gegenüber machtlos und musste unthätig zusehen, wie zahlreiche unbescholtene Männer aller Stände ins Gefängniss gesetzt wurden. In seinem ersten Briefe aus Emmerich berichtet er ausführlich darüber. „Die Herren Staaten schicken in fast alle Städte, als Rees, Emmerich, Goch, Xanten, Kleve, und lassen Geistliche und Weltliche gefangen nehmen, die höchsten Praelaten, Bürgermeister und welche ihnen gefallen, und setzen sie zu Wesel in Schmach und in grosse Kosten. Gestern Abend spät, sobald ich allhie angelangt war, kamen beide Dechanten von Kleve¹⁾ und Emmerich zu mir, klagten gar traurig, wie sie als heute sollten nach Wesel geschleppt werden. Baten, ob ich's verhindern könnte; denn was die Staaten an Geld von ihnen oder ihren Stiftern haben wollten, das hätten sie bar beisammen gebracht, mit was Mühen, das wüsste Gott! Die Stadt Emmerich schickte ihres Mittels heute drei Ratsherren zu mir. Die klagten sehr, dass, ob sie gleich ihrer Stadt Quota beisammen hätten, so solle doch ihr Bürgermeister nach Wesel geschleppt werden. Er und andere wären auch allbereits hinweggeführt, wenn man sie wegbringen könnte. Aber zu Lande kann man sie nit fortbringen, alles steht unter Wasser; zu Schiff ist der Wind kontrari.“ Und einige Tage später schreibt er: „Die 21 Jahre über ist das Winseln und Klagen in diesen Landen nie so gross gewesen als itzo. Nachdem man von hinnen auf Wesel kommen

1) Elbert v. Palant, ein Sohn des jülich'schen Kammermeisters Dietrich v. Palant, und durch Schwartzbergs verstorbene Gemahlin, Margarethe v. Palant, mit diesem verwandt.

kann, so sein am 28. Februar alle Gefangene von hinnen weggeführt worden: Adliche, Praelaten, Geistliche¹⁾, Bürgermeister, Rathsherren, Richter, Schlüter oder Rentmeister, Pächter, Bauern, und ist ein grosser Jammer im Lande, und Wesel ist des Landes Kerker oder Gefängniss. Gott weiss, wie bald die guten, vornehmen Leute werden loskommen! Die Herren Staaten trachten noch nach mehr Personen, die sich theils ausser Landes begeben, theils hin und her heimlich verbergen, theils halten sich auf ihren Schlössern auf und dürfen nit abgehen. Der liebe Gott weiss, was hieraus werden will, oder was die rechte Intention sein möge. Es stimmt mit dem nit überein, was man billig von den Herren Staaten hoffen sollen.“

Wer sich etwa bei den Holländern beklagte, wie der Magistrat von Emmerich, wurde grob angefahren: „Die Herren Staaten wollen nit viel disputieren von Recht oder von Unrecht. Sie setzen es auf die Spitze ihres Degens und auf die Macht ihrer Piken. Man muss sich ihnen akkomodieren.“ Anderen erging es noch schlimmer. In der Grafschaft Ravensberg war eine neue Contribution ausgeschrieben worden, die der holländische Einnelmer Gortgen von Goch mit einem Kommando von 400 Mann in brutalster Weise eintrieb. „Die nehmen gefangen und plündern nit allein diejenigen, so noch schuldig sein, sondern auch die, welche richtig bezahlt haben, ohne Unterschied. Dieses giebt abermalen ein gross Lamentieren und Karmen im Lande!“ Da die Ravensberger alles bezahlt zu haben glaubten, schickten sie zwei Deputirte, Drost Kettler und Dr. Giesenbeer, mit den Quittungen über die erfolgte Bezahlung nach Wesel und hielten um Freilassung der Gefangenen an. Aber der dortige Obereinnehmer Retzer machte kurzen Process und liess auch die beiden Abgesandten gefangen setzen, sodass es eines besonderen Befehles des holländischen Erbstatthalters bedurfte, um ihre Freilassung zu bewirken. Solchen Übergriffen gegenüber kann Schwartzenberg nur seine völlige Machtlosigkeit eingestehen. „Die 400 Mann sind noch in der Grafschaft und hausen übel. Aber wer kann den guten Leuten helfen?

1) Ausser den Dechanten von Kleve und Emmerich musste auch der Rektor des Emmericher Jesuitenkollegs nach Wesel. Der Propst von Xanten entging demselben Schicksal nur durch die Flucht. Die Aebtissin von Gräfenenthal „ist, wie Schwartzenberg schreibt, noch in ihrem Kloster. Sie hat auch Hoffnung, man werde sie nit nach Wesel führen, wiewohl sie doch auch in nit geringen Sorgen steht“.

Die staatlichen Bedienten thun alles, was sie wollen, und hilft dagegen kein Klagen noch Remonstriren.“

Durch derartiges wurde begreiflicherwise die ohnedies schon drückende Lage noch erheblich verschlimmert, und in Schwartzbergs Briefen fällt daher über das Willkürregiment der holländischen Beamten und ihr ganzes arrogantes Auftreten manch scharfes Wort. Da ist z. B. der schon genannte Einnehmer Retzer in Wesel, „der vor kurzer Zeit eines Edelmanns Stallknecht gewesen, itzo aber ein grosser Herr ist, über die Gass reitet und sich herrisch bedienen und aufwarten lässt.“ Nicht besser benimmt sich der Oberst Gent. „Er ist itzo in Emmerich und soll sehr muthig und seinem alten Gebrauch nach sehr ausfahrend und bei ihm an Injurien und Bedrängungen kein Mangel sein.“ Sein Bruder, der Gouverneur von Wesel, liess in Buderich den Gottesdienst im Beginenkloster verbieten, und als die Katholiken sich beklagten, gab er zur Antwort: „Ich bin Kardinal; sagt das der klevischen Regierung“¹⁾. Einen besonderen Groll hatte derselbe Gouverneur auf den kurfürstlichen Richter von Buderich, Reinhard Solenander, einen Sohn des herzoglichen Leibarztes gleichen Namens, weil er die Einwohner gegen Bedrückungen in Schutz nahm und ihre Klagen der Regierung übermittelte. Darum sollte er abgesetzt und statt seiner der Schreiber des Gouverneurs zum Richter gemacht werden. Falls die brandenburgische Regierung sich nicht gefügig zeige, werde man den Richter durch holländisches Militär ausweisen lassen, obwohl er „ein alter, podagraischer, vom Stein gequälter und fast stetig bettlägeriger Mann“ war. Der schwache Kurfürst wünschte um des lieben Friedens willen nachzugeben und beauftragte Schwartzberg, dem Verlangen der Holländer zu willfahren. Dieser musste natürlich gehorchen, unterliess es aber nicht, auf die Ungerechtigkeit der befohlenen Massregelung hinzuweisen. „Dass der Gouverneur von Wesel den Richter zu Buderich begehrt abgeschafft zu haben, da ist keine andere Ursache, als dass er katholisch ist. Sonst ist dieser alte Richter lange an Dienst gewesen, ein alter Mann, frommes Lebens und Wandels, über welchen nie keine Klage gekommen. Dieweil aber Ew. Durchlaucht dahin inklinieren, dass man mehrern Streit verhüten und

1) Schoofs, Geschichte der katholischen Gemeinde Buderich (1800) S. 54.

den Richter lieber absetzen soll, so will ich demselben unterthänigst nachkommen und des Gubernatoris Schreiber wiederum ansetzen. Denn da ein anderer angesetzt würde, der nit ganz vom Gubernatoren dependiert, so würde es ihm doch nit angenehm sein, obs gleich ein Prädikant wäre. Denn wer Richter zu Büderich ist, der kann mit wenigeren Klagen der Unterthanen dem Gubernator grossen Nutzen schaffen.“

Ein willfähriger Beamter konnte damals den Holländern aber auch noch in mancher anderen Beziehung von Nutzen sein, namentlich dann, wenn sich ihnen Gelegenheit bot, die eigene Tasche zu füllen, was für viele von ihnen der Hauptzweck ihrer Thätigkeit im Klever Lande war. Das Geld, was durch die zahlreichen Contributionen und sonstigen Plackereien einkam, floss nicht alles in die Staatskasse. „Es scheint, die von den Herren Staaten, so zu Wesel sein, wollen ohne Vorteil nit gern allda gewesen sein“, meint Schwartzberg einmal. Und so wie „die zu Wesel“ machtens die anderen auch. Es gab wohl kaum etwas, was diese Herren nicht brauchen konnten. Als z. B. der Oberst Gent nach Emmerich kam, wunderte man sich über die sonderbaren Andenken, die er sich aus seinen früheren Quartieren mitgebracht hatte. „Unter anderem hat er zwei grobe Geschütz bei sich, welche in die Stadt Unna gehören. Die Spanischen haben dergleichen nit gethan. Er praetendiert, der Prinz von Oranien habe sie ihm verehrt. Ich kann's nit wohl vermuthen, dass der Prinz soll weg-schenken, was nit sein ist.“ Der Gouverneur von Ravenstein, der auf dem dortigen Schlosse wohnte, liess beim Abzuge „einen feinen, steinernen Kamin abbrechen und mit sich hinweg fahren.“ In dem benachbarten Gennep hauste der Gouverneur Mulart noch ärger. „Er hat fast alle Dächer zerstossen, die Ziegel und Schiefer einreissen, alle Fenster und Thüren in ein Schiff laden und weg-führen und das übrige also verwüsten und zu schanden machen lassen, dass man mit vielem das Haus Gennep nit wird wiederum in Stand bringen können.“ Namentlich aber hatte er es auf die prächtigen Wälder im Klevischen abgesehen und „viel Bauhölzer und Brennholz — wie man sagt, an die 100 000 Thaler Wert — abhauen, durch die Unterthanen an den Rhein fahren und in Holland verkaufen lassen. Wenn man ihn gleich vor dem Prinzen, den Generalstaaten oder dem Staatsrat verklagt, so hat es mehr nit geholfen, als dass er damit seinen Scherz gehabt und gesagt,

er müsse desto mehr Hölzer hauen und den Staaten, die gegen ihn reden wollen, in den Hals stecken.“ Auch Graf Wilhelm v. Nassau trieb es ähnlich. „Unter anderm hat er vorgegeben, er wolle ein Haus in des Grafenhagen bauen lassen. Dazu sollen viel stattliche Eichenbäume (die zu Amsterdam sehr theuer, und ein so grosser Baum 200 und mehr Gulden gelten soll), in der Grafschaft Mark abgehauen sein, welche alle die Unterthanen bis an den Rhein führen und hohe Kosten anwenden müssen. Da mir dann gesagt worden, dass man einen Baum nachgerechnet und befunden habe, dass derselbe bis an den Rhein gekostet 63 Reichsthaler; und sollen dieser Bäume sehr viel sein.“ Aus dem Hausbau im Haag wurde allerdings nichts. Denn als die Flösse in Nymegen ankamen, wurden sie „von des Herrn Grafen Creditoren“ arrestirt und verkauft. Schwartzberg schliesst ironisch: „Er wird auch nunmehr wohl aus seiner Schuld kommen können, dafern er nur noch in etwas dieses Gubernament behält.“

Wie sehr das Land unter dieser allgemeinen Ausplünderung zu leiden hatte, ist leicht zu ermessen. „Die stattlichen Wälder werden in den Grund verdorben und die Eichen abgehauen, theils an die Festungen verbaut, theils aber verschenkt und in Niederland verkauft. Was nun etzliche Jahre hero geklaget worden, das will nix verfangen. Inmittels sein so viel tausend Bäume abgehauen, welche das beste Kleinod des Landesfürsten waren, dass itzo nit mehr viel vorhanden.“ Einige Jahre später zählt Schwartzberg mehrere Gehölze auf, die zu seiner Zeit vollständig vom Erdboden verschwunden seien. An fiskalischen Waldungen in Kleve kennt er 1640 nur den Monterberger Wald und den Reichswald ¹⁾. Auf anderen Gebieten herrschten gleich traurige Zustände.

Schon auf der Reise bis Düsseldorf hatte Schwartzberg „die Lande unglaublich sehr verwüstet und ruiniert“ gefunden. Je weiter er rheinabwärts kam, desto schlimmer wurde es. Von Emmerich aus schrieb er: „Es ist in diesen Landen noch niemalsen so übel gestanden als itzo. In den zwei Tagen, dass ich bin hier gewesen, da höre ich soviel Karmens und Klagens, dass ich mich verwundere und mich so hoch bestürzt befinde, dass ich's nit schreiben kann. Gott wolle es bessern und der Herren Staaten

1) Me i n a r d u s, Geheimrathsprotokolle I, 57.

Herzen von den harten Prozeduren abkehren. Allhie im Lande ist fast alles ausgezehret und ausgeraubt.“ Und in diesem ausgesogenen Lande lag alles voll von spanischen und holländischen Truppen. „Das Gentische Regiment soll bei Wesel kampieren. Dasselbe Lager hat allbereits fast alles Korn im Felde abgeschnitten, haben davon Hütten gebaut, und die Reiterei verdirbt fast alles der Örter weit und breit. Des Prinzen von Oranien Volk hat das Unterland von Kleve, von Rees an ganz kahl gemacht und verdorben. Im Amt Hüssen allein sein gelegen 3000 Pferde. Hüssen ist sehr klein, hat nur 1 Städtchen und 1 Dörfchen. Also ist zu gedenken, was diese 3000 Pferde haben übergelassen. Um Emmerich und andere Orte steht es nit besser.“

So war die Bevölkerung, die so oft hatte bezahlen müssen, in die grösste Armuth gerathen. Selbst viele Wohlhabende hatten alles eingebüsst. „Es ist in diesem Lande grosser Mangel an Geld: die Contributionen haben die Taschen ledig gemacht.“ Besonders die Bewohner des platten Landes waren auf das schwerste heimgesucht. „Die Lande werden wüst werden, denn das Volk hat sich in hohe Schulden gesteckt. Vieh und aller Vorrat ist dahin. Es ist nit zu beschreiben, wie übel es zugeht. Die Einwohner haben nun lange Zeit hero in Köln am Rhein, in Arnheim, Nymegen und an anderen Orten gelehnt und geborgt. Itzo müssen sie dergleichen thun und die Güter beschweren. Daraus wird folgen, dass sie zu Pächtern und eigenen Leuten werden und dem Landesfürsten nix werden contribuieren können. Wird der Akkord nit fortgesetzt, so müssen Edelleute und Bauern sogleich verlaufen, und die Bürger in den Städten werden bald folgen.“

Die Erbitterung, die durch dieses Elend in allen Schichten des Volkes hervorgerufen wurde, ist nicht zu beschreiben. Natürlich wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, zunächst die eigene Regierung für alles verantwortlich gemacht, und da von ihrer Ohnmacht nichts zu hoffen und nichts zu fürchten schien, suchte das geplagte Volk da Hilfe, wo sich wenigstens Energie zeigte. Wer in jenen Zeiten halbwegs ungeschoren wegkommen wollte, musste sich mit den Holländern gut Freund halten. Ihren Beamten und Offizieren zahlte man daher Jahrgelder, um von ihnen beschützt zu werden, nach der brandenburgischen Regierung fragte niemand. Die Unterthanen waren nicht einmal zu den herkömm-

lichen Wachdiensten zu bewegen. „Der Respect im Lande ist gering, die Leute verlassen sich auf ihre Rückhalters.“ Wenn die klevische Amtskammer die Bezahlung der fälligen Abgaben, Pacht- und Strafgeder forderte, wurde nicht nur nichts bezahlt, sondern den abgeschickten Beamten womöglich noch Gewalt angethan. „Zu Ravenstein stehen über die 6000 Gulden richtig gedingter Brüchten und über 6000 Reichsthaler Contributionen aus samt vielen Kammer gefällen. Aber man kann nix bekommen. Die Staaten oder ihre Gubernatoren halten den Bauern die Hand. Keiner von der Amtskammer darf in die Dörfer kommen. Die Bauern läuten die Glocken und stellen sich mutwillig an. Die Unterthanen geben den Officieren und Gubernatoren Verehrungen und öffentlich jährliche Pensiones, damit sie von ihnen geschützt werden und nit behufen, ihre Schuldigkeit zu bezahlen. Die Rätthe haben einige Kommissarien nach Ravenstein geschickt; dieselben sein lange mit Gefahr allda gewesen, sie haben doch endlich einen rechten Radelsführer bekommen und nach Kleve ins Gefängniß schicken wollen. Aber des Gubernators Reiter haben ihn mit Gewalt genommen und los gemacht. In Summa: allenthalben spielen die Staatlichen den Meister und thun, was sie wollen.“ Der holländischen Regierung wurde dieses sträfliche Verhalten ihrer Offiziere „ad nauseam usque geklagt und sie um Handbietung gebeten“, aber ohne jeden Erfolg.

Auch in den Städten und bei dem Adel herrschte starke Erbitterung über die ewigen Contributionen, zumal die spanischen Truppen es nicht besser machten. Wenn die Holländer irgendwo Geld erhielten, verlangten die Spanier dieselbe Summe. So berief sich der eine auf den andern. „Der spanische Gubernator von Rheinberg fordert aus dem Lande von Kleve soviel, als Graf Wilhelm von Nassau bekommen. Die Staaten wollen es abgeschafft oder ebenso viel aus dem Lande von Jülich haben. Dieses macht die Stände sehr irre, dass man stetig sich in ihren Haaren raufen, und einer dem andern den Ball so zuwerfen will.“ Und an diesem argen Spiel schien die brandenburgische Regierung selbst nicht unschuldig zu sein. „Böse Impressionen werden den Ständen gegen Ew. Durchlaucht Rätthe gemacht“, berichtet Schwartzberg. Man glaubt, dass sie mit den Holländern unter einer Decke liegen und die Contributionen gutheissen. Sogar der Kurfürst und Schwartzberg werden verdächtigt, „als obs Ew.

Durchlaucht Wille sei, und ich dazu helfe und befördere, dass diese Lande also von den Staaten tribuliert und in Contribution gesetzt werden, auch als ob zwischen dem Oberst Gent und mir Collusion sei, und ich von der Beut mit genieße.“ Wenn damals die Regierung in ihrer beständigen Geldverlegenheit die Städte um eine freiwillige Beisteuer anging, so entgegneten diese, „man gehe namens des Kurfürsten nur damit um, wie sie aufs neue in das alte Labyrinth von Contributiones und Volksunterhaltung geführt werden möchten“, und lehnten jede Erörterung über Geldbewilligungen ab, „womit sie dann auch *re infecta* hingezogen“. Statt zu helfen, brachten die Stände zahlreiche Beschwerden gegen die Regierung vor und forderten einen Landtag aller jülich-klevischen Lande, um die Noth des Landesherrn zur Erlangung neuer Privilegien zu benutzen. Die Städte Wesel und Kleve waren am unruhigsten und machten Schwartzenberg viele Sorgen. In seinen Briefen widerräth er dringend einen allgemeinen Landtag, da er nur die Opposition stärken würde, und lässt es an scharfen Urtheilen über die „muthwilligen und ungehorsamen“ Städte nicht fehlen. „Die Landstände, sonderlich die im Fürstenthum Kleve, wollen sich auch dieser Occasion gebrauchen und bei den nächsten Zusammenkünften, (wann man den Staaten viel Geld geben und dasselbe von den Ständen begehren wird), viele Gravamina übergeben und dadurch Ew. Durchlaucht in vielen Stücken binden und gleichsam neue Privilegia erwerben. Denn viele meinen, es sei itzo die rechte Zeit. Die Staaten werden hart andringen, und Ew. Durchlaucht werden ohne die Stände die Staaten nit contentieren können, also wohl viel einwilligen müssen, was zu anderer Zeit wohl nit geschehen würde. Denn das ist einmal gewiss, dass die Klevischen von langer Hand her und noch neulich viele Gravamina geschmiedet und zusammengetragen haben. Also dass ich sehr Sorge, kommt es zum Landtage, man wird mit den Klevischen allein sehr viel zu thun finden, obgleich die Jülich- und Bergischen nit bei ihnen sein werden. Die Stadt Wesel ist sehr schlimm, und, wie ich vernehme, stiftet sie alles Böse, wie ihr Gebrauch ist und sie bei vorigen Fürsten von langer Hand hero gethan hat. Der Syndikus der Stadt Kleve, Johannes Isink, welcher auch die Ritterschaft angenommen, ist ein junger Laff und unruhiger Mensch. Derselbe bläset, wie man sagt, mit denen von Wesel aus einem Horn. Aber ich hoffe, wenn wir zum Landtage kommen, dann

werden sie sich finden. Es giebt noch viel feine, discrete Leute im Lande.“

Leider sind diese „discreten Leute“ nicht zahlreich unter den eigenen Beamten vertreten, und Schwartzberg muss eingestehen, dass in diesen schwierigen Zeiten auf viele von ihnen wenig Verlass ist. Sie sind auf ihren Vortheil bedacht und suchen die Gunst der Holländer. „Die so sagen, dass sie gut staatisch sein, und gegen Ew. Durchlaucht Unwillen erweisen, das sein die besten, die müssen Recht haben und reich werden“. Ueberhaupt ist Eigennutz und Gewinnsucht unter der klevischen Beamtschaft weit verbreitet, und jeder meint, er müsse irgendwie besonders begünstigt werden. Der alte Hertefeld, bekannt aus den ersten Tagen der brandenburgischen Besitzergreifung, der in Zevenaer Amtmann ist, stellt fast jedes Jahr den Antrag, ihm eine kurfürstliche Domäne in Pacht zu geben. „Aber die Amtskammerräthe wollen nit gerne dazu verstehen; vermeinen, es sei in vielen Wegen nachtheilig. Wenn die Amtleute pachten, so dürfen die Bauern nit högen oder mehr bieten. Die Beamten beschweren dann die Bauern mit harten Diensten, um die Aecker zu beschicken, zu säen und zu mähen; wissen allemal Kriegsverderben oder Misswachs anzuziehen, Nachlass zu suchen, und geben wenig.“ Andere verlangen schnelle Beförderung in ihrem Amte und einträglichere Posten. So meint der Amtmann Hall (mit seinem vollständigen Namen Hans Wilhelm Baron v. Effern, genannt Hall), man könne ihn wohl „zum residierenden Rath, oder zum klevischen Marschall, oder zum Landdrost der Grafschaft Mark ansetzen“, während es doch noch so viele Andere im Lande gibt, „die ledig ausgehen und zu Diensten nit befördert werden können, welche es doch wohl meritierten“. Der Regierungsrath Steinichen in Emmerich wünscht, dass sein Sohn, ein junger, unerfahrener Mensch, „zum Geheimrath angenommen werden möchte“, und natürlich soll Schwartzberg wieder helfen. Aber diesem scheint es „wenig reputierlich, solche junge Leute so geschwinde in den geheimen Rath zu setzen. Mir wäre es am liebsten, alle solche Leute, so Dienste affectionieren, zögen selber auf Berlin: so sähen Ew. Durchlaucht, was an einem und dem andern zu thun wäre. Jetzo, wenn's einem jeden nit gchet, wie ers gern hätte, so hab ich den Undank“. So wird Schwartzberg von allen Seiten mit Petitionen bestürmt, so dass er einmal spottend ausruft: „Die

Leute laufen dieser Oerter mehr nach Diensten als nach dem Himmelreich.“

Und wie benehmen sich diese Leute, wenn sie wirklich etwas geworden sind? Da gibt es Amtleute wie Hall und Drimborn, die gleichzeitig eine holländische Kompagnie kommandiren, „ihre Profiten geniessen und sich vom staatlichen Empfänger Retzer aus den extorquierten Contributionen bezahlen lassen“. Ihre Pflichten als Amtleute können sie dabei natürlich nicht erfüllen, obgleich das Land bei den ewigen Durchzügen, Einlagerungen und Exekutionen der fremden Truppen dringend ihrer Aufsicht bedürfte. Statt sich der Unterthanen anzunehmen, treiben sie vielmehr die Holländer zu neuen Erpressungen an. Namentlich der Amtmann Hall erregt Schwartzbergs äussersten Unwillen. Er hat auf dem Schloss zu Ravenstein gewohnt und es bei seinem Auszuge als halbe Ruine zurückgelassen, so dass jetzt „darin fast nit eine ganze Thür oder Fenster oder Schloss sein soll. Er ist ein unnützer und im Maul sehr undiscreter Mann, redet fast übler als der Oberst Gent. Ich bin und bleibe der Meinung und in den Gedanken, dass da der Oberst Gent, Hall, Drimborn und Andere, um ihres Privatgewinnes halber, um dass sie bei ihren Compagnien bleiben wollen, die Herren Staaten nit anstifteten und aufreizten, so würden die Staaten diesem Lande also nit zusetzen“¹⁾.

Ja, es fehlte nicht an rohen Gewaltthaten gegenüber den eigenen Unterthanen. „Der Kapitän von Neuhof pflag ein guter Mann zu sein. Nunmehr aber scheineth, als sei er auch von des Obristen Gent Pestilenz angestochen, denn er wird sehr insolent

1) Dieses Urtheil Schwartzbergs ist jedenfalls übertrieben. Die Generalstaaten hatten für ihre Geldforderungen triftigere Veranlassungen als die Privatwünsche einzelner Offiziere. Zudem hat der Amtmann Hall von anderer Seite doch eine günstigere Beurtheilung erfahren. Im Protokolle des brandenburgischen Geh. Rathes heisst es von ihm: „Er hat gute Dienste im Lande zu Jülich gethan mit Abdankung des Volkes; hat in jülichischen Sachen gethan, was ihm möglich war“ (Meinardus II, 68) Ueberhaupt muss man bei allem, was Schwartzberg schreibt, wohl berücksichtigen, dass auch er Partei ist, dass namentlich auch seine Berichte über die Holländer eine stark persönliche Färbung tragen und wohl kaum so eingehend ausgefallen wären, wenn er nicht selbst in seiner Herrschaft Hüssen von ihren Truppen so schwer geschädigt worden wäre. Freilich wird deshalb die thatsächliche Richtigkeit seiner zahlreichen Einzelangaben kaum bestritten werden dürfen.

und muthwillig. Unter Anderem hat er im Amt Neurath grosse Gewalt und Frevel gegen den Drosten daselbst mit seinen unterhabenden Soldaten verübt. Er ist nach Emmerich citirt; was er operieren wird, das giebt die Zeit.“ Und solche Uebelthäter wurden nicht immer von der gebührenden Strafe ereilt, bisweilen sogar in unglaublichster Weise gegen Recht und Billigkeit in Schutz genommen. Auf einen Fall dieser Art geht Schwartzenberg ausführlicher ein. Der kurfürstliche Jägermeister v. Nievenheim hatte die Aufnahme einer verwandten Dame in das adlige Fräuleinstift Gräfenenthal bei Goch gewünscht, war jedoch mit seiner Bewerbung abgewiesen worden. „Denn obgleich des Jägermeisters Verwandtin billig für eine vom Adel passiert, so sein sie doch an dem Ort in der Probe der Ahnen sehr kurios und wollen mit den geringsten Tadel zulassen. Denn das Kloster ist gleich im Anfange auf den Adel fundiert, und sein vor und nach viel fürstliche und gräfliche Fräulein von Geldern, Kleve, Gennep und Nassau drinnen gewesen.“ Seit dieser Zeit war v. Nievenheim der unversöhnliche Feind des Klosters, untersagte ihm die Jagd, die es bisher unbeanstandet ausgeübt hatte, und „bezeigte sich gegen dieses vornehme adlige Frauenzimmer also unhöflich, dass es ihm von allen discreten Leuten übel aufgenommen wurde. Denn das ist gewiss und unleugbar, dass er die Aebtissin und ihre Conventualen geschmäht und von ihnen übel geredet, ihren Dienern gedräut, auch einen tödtlich durchs Leib auf freier Strasse geschossen. Item ist kundbar, dass er zu mehr Malen mit grosser Furie ums Kloster hergerannt und in der vorderster Portzen und Vorhof geschossen, auch vor dem Kloster und zu allernächst dabei viele und zu viel verschiedenen Malen Hunde erschossen, auch ihre Hunde zu Zeiten mit sich weggenommen und behalten, auch ihren Dienern ihre Büchsen genommen und behalten und in Summa grosse Gewalt und Indiscretion gebraucht“. Als deswegen Beschwerde über ihn geführt wurde, behauptete er, das Kloster habe in die landesherrlichen Gerechtsame eingegriffen, so dass der Kurfürst ihm wirklich Recht gab. Dies machte ausserordentlich böses Blut in dem klevischen Adel, dessen vornehmste Glieder mit den Klosterfrauen von Gräfenenthal verwandt waren, und Schwartzenberg bemühte sich desshalb, dem Kloster sein Jagdrecht wieder zu verschaffen. Denn „es hat im ganzen Herzogthum Kleve ein jeder Edelmann das freie Hetzen, Kanin- und Feldhühnerfangen

auf dem Seinigen. Wie sollte es dann mit Fugen diesem Kloster, als der vornehmsten Praelatur, die im ganzen Lande ist, genommen werden?“ Und nun erlebt man das merkwürdige Schauspiel, dass der erste Beamte des Landes sich in ausführlichen Immediatberichten mit den Kaninchen und Feldhühnern von Gräfenthal beschäftigen muss, während Holländer, Spanier und Schweden im Lande hausen, und Niemand sagen kann, ob es morgen überhaupt noch einen Kurfürsten von Brandenburg geben wird. Aber das edle Waidwerk war ein Gebiet, auf dem selbst ein Georg Wilhelm zu Hause war und sich von Niemand belehren zu lassen brauchte. Trotz aller Vorstellungen Schwarzenbergs bekam das Kloster sein Jagdrecht nicht wieder, und der Kurfürst war nicht zu bewegen, einen Beamten, der aus persönlicher Rachsucht seine Befugnisse weit überschritten hatte, dafür gebührend zur Rechenschaft zu ziehen.

So ist es denn ein düsteres Gesamtbild, das wir aus Schwarzenbergs Relationen von dem damaligen Zustande der klevischen Lande gewinnen: die Regierung in unwürdiger Abhängigkeit von einer fremden Macht, das Land ausgebeutet von den eigenen Bundesgenossen, die Unterthanen verarmt, unbotmässig und in halber Rebellion, die Beamten eigennützig und unzuverlässig. Fast möchte der Briefschreiber selbst der ewigen Klagen überdrüssig werden. „Ich wollte wünschen, die Sachen verhielten sich anders, und ich könnte alles hoch rühmen. Aber wie ich es finde, so gebührt mir's zu überschreiben.“ Es unterliegt keinem Zweifel, dass Schwarzenberg all das Unglück, das er aus nächster Nähe mit ansehen musste, auch persönlich mitempfand. Seine Briefe reden die unverkennbare Sprache einer aufrichtigen Antheilnahme an den Leiden des schwer heimgesuchten Landes. Dass er so selten etwas zu ihrer Linderung beitragen konnte, lag nicht allein an der holländischen Gewaltherrschaft, sondern zum Theil auch an dem Widerspruch, den er im eignen Lager fand und der seine Thätigkeit sehr erschwerte. Denn er war in seinen Entscheidungen fast stets von der Zustimmung der klevischen Regierung und des Kurfürsten abhängig, und diese liess ihn oft genug gerade da im Stich, wo er helfend hätte eingreifen können. Missmuthig schreibt er einmal: „Mir gibt es trefflich Missgunst, wie ich von vielen vornehmen Leuten vernehme, dass Ew. Durchlaucht dergleichen Sachen auf mich gewiesen haben, und ich habe

keine Plenipotenz noch genügsame Instruction und kann also keine Resolution geben, darf auch die Leute so platt mit abweisen.“ Seine Lage war wenig beneidenswerth.

Zudem machten ihm auch die bevorstehenden Verhandlungen mit Pfalz-Neuburg viele Sorgen. Denn der Pfalzgraf war ein Mann von zähester Energie und einer Heftigkeit, die keine Rücksichten kannte und sich nicht selten in direkt beleidigender Weise äusserte. Würde es Schwartzenberg gelingen, trotzdem ein für Brandenburg günstiges Ergebniss zu erzielen? Besonders demjenigen Theile seiner Mission, der sich auf die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten bezog, sah er mit dem grössten Unbehagen entgegen. „In Kirchen- und Schulsachen mische ich mich nicht gern“, pflegte er wohl zu sagen. „Man wird in dergleichen Sachen es nie also treffen können, dass es jedermann gefallen sollte.“ Er selbst stand den religiösen Streitigkeiten seiner Zeit sehr objektiv gegenüber und hielt dafür, dass ein Staatsmann sich von konfessionellem „Eifer“ fernzuhalten habe. Er müsse „auf die politischen Rationes achtgeben und die Tempora distinguieren“. Aber eben deshalb hatte Schwartzenberg das seltsame Missgeschick, von beiden Konfessionen mit argwöhnischen Blicken betrachtet und bald als fanatischer Katholik, bald als heimlicher Calvinist verdächtigt zu werden. Während Gustav Adolf ihn einen „Pensionarius des Kaisers“ nannte, liess dieser ihm seine Güter in Jülich beschlagnahmen¹⁾, und der Kurfürst von Köln sagte offen, „man wisse nicht, ob Schwartzenberg katholisch sei oder nicht, aber das wisse man, dass er den Katholischen zu hohem Nachtheil consilia geführt und viel Böses angestiftet oder doch dazu getreulich geholfen habe“. Dieses Misstrauen theilte auch der Pfalzgraf, und daher musste Schwartzenberg sich auf schwierige Verhandlungen mit ihm gefasst machen. So war er denn nicht sehr erfreut, als Ende April die Nachricht

1) „Es ist ein kaiserlicher Kommissarius, genannt Hein, eines Bürgers Sohn von Goch, der nun aber ein Freiherr gewesen, allernächst vor dem Stadthor zu Köln am Rhein von einer staatlichen Partei unter Graf Wilhelm v. Nassau erschossen, geplündert und ihm alle Briefe und Instructionen genommen worden. Darinnen hat sich befunden, dass er Kommission gehabt, mir alle meine Güter zu nehmen, soviel deren in den jülich- und kölnischen Landen gelegen. Graf Wilhelm hat mich selber gesagt, dass er's gesehen und gelesen habe.“

eintraf, dass der Pfalzgraf aus Brüssel zurückgekehrt sei. „Der Herr Pfalzgraf hat an mich geschrieben und begehrt, ich soll nach Düsseldorf kommen. Also werde ich nicht, will's Gott, den 1. Mai einstellen. Gott gebe, dass ich Seine Durchlaucht tractabiliorem finde, als mir die Einbildung gemacht worden.“ In wenig zuversichtlicher Stimmung reiste er von Kleve ab und traf am festgesetzten Tage in Düsseldorf ein.

Die ersten Eindrücke, die er dort erhielt, schienen seine Befürchtungen nicht zu rechtfertigen: er wurde mit respektvollster Höflichkeit empfangen. „Gestern Nachmittag bin ich zu Düsseldorf ankommen“, schreibt er am 2. Mai. „Der Herr Pfalzgraf schickte mir seine Leibkutsche und zwei Kammerherren entgegen mit etlichen Lakaien. Der Statthalter, Freiherr v. Wonsheim, Marschall Weschpennig und andere empfingen mich auf der Stiegen. Seine Durchlaucht aber mit vielen Officieren und Edelleuten kamen mir selber weiter als vor diesem bis an die unterste Galerie im grossen Saal entgegen und nahmen mich mit sich in dero Zimmer. Allda blieb ich, bis es Zeit zur Vesper war. Da vergleiteten S. D. mich durch das Zimmer wiederum bis in den grossen Saal an die Galerie. Nach der Vesper kamen S. D. wiederum zu mir in mein Zimmer, hielten sich in Diskursen lange auf, gingen danach mit mir im Garten und am Rhein spazieren.“ Man merkt diesen Worten ordentlich die gehobene Stimmung an, mit der Graf Schwarzenberg nach dem langweiligen Herumliegen in Emmerich und Kleve wieder in den Glanz eines fürstlichen Hoflagers trat. „Es ist ein stattlicher Hof und geht alles kaiserlich zu, wie im burgundischen Staat gebräuchlich ist.“ Auch für die Persönlichkeit seines Gastgebers hat er Worte dankbarer Anerkennung; denn der Pfalzgraf ist im täglichen Verkehre mit ihm von gewinnender Liebenswürdigkeit und sucht ihm und den Seinigen bis herab zur Dienerschaft den Aufenthalt in Düsseldorf so angenehm wie möglich zu machen. „Ihre Durchlaucht tractieren mich und all mein Gesinde mehr als gar zu wohl. Meine Kutscher haben alle Mahlzeiten weisse Servietten, frisch Gebratenes und Gesottenes und Weins genug. Beiden meinen Söhnen thun S. D. sehr grosse Ehr und Gnade, also dass ich alles in allem zum allerhöchsten zu rühmen habe.“ Nur in dem einen wichtigen Punkte ist der Pfalzgraf völlig ein anderer, sobald nämlich die Staatsgeschäfte auf's Tapet kommen. Dann bestätigen sich alle

die alten Befürchtungen Schwartzbergs: „Die Tractate sein beschwerlich und zum höchsten verdrüsslich.“

Am Tage seiner Ankunft ist Schwartzberg darüber erstaunt, dass die Besprechungen sich bis in den späten Abend hinziehen und Niemand ans Abendessen denkt. Der Grund wird ihm erst hinterher klar: „Seine Durchlaucht essen nicht zu Nacht! Ich ward zu Abend allezeit allein gespeist; zu Mittag ass ich bei Seiner Durchlaucht.“ Dieser kleine Zug ist sehr bezeichnend für die arbeitsame Lebensweise des Pfalzgrafen. Er hat viel zu viel zu thun, um die ruhigen Abendstunden, die beste Arbeitszeit, den Tafelfreuden opfern zu können; dafür fehlt es ihm aber nie an Zeit zu den ausgedehntesten Konferenzen. Er ist von unermüdllicher Thätigkeit, überlässt nichts Wichtiges seinen Räthen und kümmert sich um Alles. „Seine Durchlaucht sein vigilant und in ihrem Nutzen fleissig, sie dirigieren alles selber.“ Aber eben hierin liegt auch die Quelle seiner Fehler. Dieser niemals unbeschäftigte Fürst will auch alles durchsetzen, was er sich einmal vorgenommen hat, und wird gleich sehr „obstinat und wunderlich“, wenn er auf Hindernisse stösst. Dann entfährt ihm leicht ein hartes Wort, ja, er möchte am liebsten sofort mit Gewalt dazwischen fahren. Wenn ihm z. B. Schwartzberg von dem Uebermuth der Holländer und ihren barbarischen Exekutionen erzählt, braust er auf: „Man soll eine Defension anordnen und draufschlagen auf solche Executores.“ Aber der bedächtige Schwartzberg meint lächelnd: „Es würde uns übel bekommen.“ Ebenso heftig wird er, wenn die Verhandlungen mit dem kurfürstlichen Abgesandten nicht so fortschreiten, wie er es wünscht. Denn Schwartzberg ist nicht immer genügend informiert und muss in wichtigen Fragen auch die Meinung der klevischen Regierungsräthe und sogar der Holländer hören. Letztere haben allerdings in den internen Angelegenheiten der klevischen Lande eigentlich nichts zu sagen, aber thatsächlich nehmen sie sich doch sehr viel heraus, und Schwartzberg möchte daher gerne vorher wissen, wieweit die Staaten sich bei diesem und jenem „interessiert erachten, und obs also, wie verabredet, passieren könnte. Seine Durchlaucht aber sein hiemit nicht zum besten zufrieden. Vermeinen, mir gebühre zu schliessen, wenn ich keine erhebliche Contradictiones wisse, und sein zum öfteren ziemlich vehement oder impatient.“

Sehr charakteristisch für die Schwierigkeit der Verhandlungen mit einem so temperamentvollen Herrn ist ein Bericht, den Schwartzberg gegen Ende seines Düsseldorfer Aufenthaltes erstattete, und in dem er sich eingehend über die „verdiesslichen Tractate“ mit dem Pfalzgrafen auslässt. Es handelte sich um die Unterschrift zu einem umfänglichen Aktenstück von über 16 Folioseiten, betitelt: „Wegen Vollziehung des anno 1629 abgeredeten und folgendes 1630 in etwas geänderten Provisional- und Nebenvergleichs, betreffend die Administration und Niessung der Fürstenthumen Jülich, Kleve, Berg und angehöriger Graf- und Herrschaften.“ „Mit diesem Schriftstück“, so erzählt Schwartzberg, „kamen Seine Durchlaucht in meine Kammer, lasen es ab und begehrten, ich solle es unterschreiben oder andeuten, wo ich in einem oder anderen Pass etwas zu erinnern hätte. Ich bat um Bedenkzeit. Das liessen S. D. endlich zu und gingen weg, als es zu Nacht fast spate war. Schickten den folgenden Tag sehr oft um Resolution; ich bat allemal um Ausstand, dass ich auf Kleve ziehen und es mit den Räthen deliberieren möchte. Als aber S. D. fast eifrig dabei blieb, sie hätten mit den Räthen nix zu thun, ich wäre, um alles abzuhandeln, zu deroselben abgesandt, habe ich eine andere Schrift oder ein ander Protokoll aufsetzen lassen und S. D. eingeliefert, wie die Beilage ausweist“. Dieses Konzept Schwartzbergs ist ebenso gründlich wie das des Pfalzgrafen, ebenfalls über 16 Folioseiten lang. Beide sind im Berliner Staatsarchive erhalten (R. 34, 155 in f. 88). Der Berichterstatter fährt fort: „Danach sein S. D. nebst einigen ihren Räthen, Dr. Düssel, Secretario Merken und ihrem Kammerrath Seiger zu mir kommen. Waren anfänglich sehr lustig, gingen in das Zimmer, darin Ew. Durchlaucht zu liegen pflegten, hatten ein ander Concept, aber eben des vorigen Inhalts, vermeinten gleich daraus zu kommen und Schluss zu machen. Als ich mich aber difficultierte und es ad consultandum differierte, wurden S. D. sehr unlustig, liessen mein Creditiv holen, wollten mich dadurch überzeugen, ich hätte Vollmacht genug und wäre mit deroselben zu schliessen schuldig. Ich liess viel vorübergehen, sagte, ich wäre abgeschickt, aber nit mit Ew. Durchlaucht wissentlichem Schaden zu schliessen befehligt. Es wäre genug, da ich etwas unwissend übersehen möchte. Seine Durchlaucht brauchten ziemlich odiose Phrases und stunden in grosser Colera auf. Den folgenden Tag liess ich den Statthalter

von Wonsheim und vorgedachte drei Rätthe, so dabei gewesen, zu mir verbitten, beklagte mich, dass man so in mich dringen und mir das abpressen wollte, was Ew. Durchlaucht schädlich und mir unverantwortlich wäre. Beehrte, es dahin zu richten, dass ich mit gutem Glimpf meinen Abschied bekommen und nach Kleve reisen möchte. Diese vier Rätthe kamen wiederum zu mir, brachten mir gar glimpfliche Antwort, excusierten Alles aufs Beste und beehrten, ich solle noch etwas warten und in diesen Sachen nach Billigkeit tractieren. Ich erklärte mich zu bleiben, doch mit Condition, dass S. D. nit selber mit mir tractieren, sondern durch die Rätthe mit mir reden lassen wollten. Das ward gewilligt. Also bin ich zum öfteren bei S. D. an der Tafel und sonsten gewesen. Sie haben sich sehr gnädig und ehrerbietig erwiesen aber die Geschäfte durch ihre Rätthe tractieren lassen, da wir doch auch bis dato noch nit in einen Verstand kommen können. Das macht mir ein grosses Nachdenken, warum man mich allhie so lange aufhält und mit der Unterschreibung dieses Protokolls so hart in mich dringt und mir keine Zeit lasset, dass ich auf Kleve ziehen und mit den Rätthen deliberieren könnte. Also dass ich mich mit Glimpf davon zu sein zum höchsten von hinnen wünsche.“

• Zu diesen unerfreulichen amtlichen Aufgaben kam noch eine Krankheit hinzu, die Schwartzberg oft ans Zimmer fesselte und ihm eine Badekur wünschenswerth erscheinen liess. „Ich liege am doppelten Tertianfieber, es ist itzo auf der Besserung mit mir“, schreibt er einmal. Ein anderes Mal heisst es: „Ich befinde mich wiederum übel auf, liege zu Zeiten zu Bett, zu Zeiten aber bin ich wohl gesund und kann gehen und reisen. Alle Medici rathen mir, ich soll nach Spaa in Sauerbronnen ziehen. Wofern ich nur füglich abkommen kann ohne Verhinderung Ew. Durchlaucht Geschäfte, so werde ich hinziehen.“ Aber der Pfalzgraf wollte durchaus zu einem abschliessenden Resultate kommen und weigerte sich lange Zeit, den Vertreter des Kurfürsten ohne bindende Abmachungen zu entlassen. „Ich kann allhie noch nit wegkommen. Der Herr Pfalzgraf hält mich von einem Tag zum andern auf. Seine Durchlaucht sein die ganze Zeit über sehr wunderlich und voller Vorschläge gewesen, also dass sie noch übler als vor diesem zu tractieren gewesen sein. Worüber ich doch nicht gern klagen wollte, denn sie sein auch sehr gütig und ehrerbietig, wann die

Coleren oder Zornigkeiten vorüber sein.“ So verzögerte sich die Abreise Schwartzbergs bis in den Juli, da schlug endlich die Stunde seiner Erlösung. „Mit sehr grosser Mühe habe ich in Düsseldorf meinen Abschied genommen. Seine Durchlaucht haben sich im Abschiede ganz gnädig erwiesen und sein selber mit den Landständen und ihrem Hofgesinde hinaus ins Feld gezogen und haben mir auf eine grosse Weil das Geleit gegeben.“ Am 9. Juli kam er wohlbehalten wieder in Kleve an, froh, seinem jähzornigen Gegner entronnen zu sein, aber auch mit dem unbefriedigenden Gefühle, dass trotz allen „Tractierens“ nichts erreicht worden war.

In der That ist diese Reise Schwartzbergs völlig resultatlos verlaufen. Die geplante Teilung der Klever Lande kam erst viel später (1666) zu Stande, wo man dann konstatierte, dass die früheren Interims- und Provisionalvergleiche „weder ein gut Vernehmen unter den Contrahenten noch Ruhe und Frieden für die Lande erreicht“ hatten. Ausserdem hatte die Düsseldorfer Zusammenkunft zu einem Religionsvergleich geführt, der Katholiken und Protestanten gleichmässig missfiel und trotz mancher Abänderungen nicht ratifiziert wurde¹⁾. So war alle Mühe umsonst gewesen, und Schwartzenberg konnte auch von dieser Mission sagen, was er einst dem Pfalzgrafen zur Antwort gegeben hatte, und was in mancher Beziehung von seiner ganzen politischen Thätigkeit gilt: „Es war mein grosses Unglück, dass ich's an keinem Orte recht machen konnte.“

1) Düsseldorf 1631 Mai 17 (Berlin, Geh. Staatsarchiv R. 34, 157 b. Vol. I. f. 3—22).